



Abend-

Zeitung.

301.

Mittwoche, am 17. December 1834.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Bilder und Scenen aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit, von
Franz Horn.

5.

Das Kind und der Gedanke des Todes.

Lang' vorbereitete Freude und Feste mit besonderm Glanze und meistens unharmonischer Bewegung haben mich stets etwas ängstlich oder gar traurig machen können. So erinnere ich mich einer großen Illumination im Herbste 1789, wo meine liebe Vaterstadt sich über ein glänzendes Ereigniß im edlen Fürstenhause innig erfreute und laut ergözte. Der Jubel war allgemein und ging recht aus vollem Herzen hervor, auch sah man eine mehr als gewöhnliche Pracht mit gutem Geschmack vereint. An der Hand eines sehr theuern Mannes ging ich, das achtjährige Kind, durch die von der wogenden fröhlichen Menge belebten Straßen, die, von zahllosen Lichtern funkelnd, mit blendend farbigem Glanze uns anstrahlten.

Ich hatte schon damals eine ganz eigene Liebe für die Nacht, die so sanft und traulich erschien, um die herumgetriebenen und geängsteten Menschen immer wieder zu beruhigen und mit freundlicher Gewalt zur Einkehr in sich selbst zu führen; aber ich fühlte auch bei dieser Liebe für sie eine nicht minder tiefe Scheu, die ich fast eine religiös-poetische nennen darf, wie vor einer unbekanntem heiligen Macht, während ich doch

durchaus frei war von jeder kindischen Furchtsamkeit, die das Erhabene mir einzukößen vermochte, worüber sich wohl ein ander Mal näher reden läßt. Als ich nun sah, daß die Menschen selbst die Nacht scheinbar überwinden können, indem sie sie zum Tage machen, freute ich mich nicht wenig über diese leichte Kunst, doch war das Vergnügen daran nicht ungemischt, und ich fürchtete mit kindischer Seele, die Nacht könne wohl gar „das übel nehmen“. Dann aber überließ ich mich wieder der allgemeinen Freude und jubelte herzlich mit in den Jubel der Erwachsenen. Plötzlich aber war es mir, als schlage ein Blitzstrahl in meine Seele, und ich sagte in einer Art von Trunkenheit: „Ach! was sind die Menschen so entsetzlich lustig! und welche Menge! und wie froh werden sie sich nach hundert Jahren noch an den heutigen Abend zurück erinnern! Nicht wahr, das werden sie doch?“ — Da sah mich der liebevolle Begleiter, der sich schon dem Greisenalter näherte, erstaunt mit großen Augen an und erwiderte: „Aber, Franz, was redest Du? Nach hundert Jahren sind wir und alle diese Leute todt!“ Ich hatte das ohne Zweifel gewußt, und wie hätte mir auch unbekannt seyn können, daß das Menschenleben nicht weiter geht als bis zum siebzigsten oder achtzigsten Jahre? und wo könnten wir hinschiehen, daß nicht der Gedanke des Todes sich uns überall sichtbar ausdränge? Dennoch ergriff mich jetzt der Contrast des begeisterten Jubels und die farbige Pracht der Lustflammen zu den „sechs Bretern und zween

Bretchen“ mit einer ungeahneten furchtbaren Gewalt, und das überraschte, ungepanzerte, nackte Kindesherz hatte keine Waffe gegen den feindlichen Angriff. Meine Sinne verließen mich und ich sank fast bewusstlos in die Arme meines treuen Begleiters.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich in dem stillen Hinterzimmer eines Conditors, und ein halbes Glas Punsch war völlig hinreichend, den sonst kerngesunden Knaben wieder herzustellen. Ich erinnerte mich nur dunkel, was ich gesprochen, ein marternendes Gefühl der Scham bestrafte mich für den tragischen Anflug, dem ich nicht hatte widerstehen können, und bei der Bemerkung: „Solche Gedanken hat heute Keiner gehabt“, wurde ich nur noch trauriger. „Aber neu, — fuhr mein Begleiter lächelnd fort — neu ist dieser Gedanke gar nicht, und der Perserkönig Xerxes, als er seine unzählbare Armee mustern wollte, sprach etwas Aehnliches aus.“ — Mit einem Mal war ich beruhigt, ja, ich konnte nunmehr über mich selbst lachen, was für ehrliche Leute immer ein rechtes Vergnügen ist. Dieser Perserkönig war für mich in jener Zeit eine mystische, seltsame Person. Ich wußte nichts von ihm als was die neuklassische Fabel über ihn verkündet:

Xerxes verließ sich auf sein Heer,
Darum ward er geschlagen sehr.

Diese gereimten Zeilen — die das alte häßliche Pasquill auf die unschuldige Kantippe verdrängt haben — hatten mir viel Kopfbrechen verursacht. „Xerxes verließ sich auf sein Heer“: warum sollte er das nicht? und darum ward er geschlagen? und noch dazu „sehr?“ Das begriff ich nicht. Ein junger Herr, der für witzig gehalten wurde, weil er viel Witz gelesen, erklärte mir die Sache recht artig: das Heer habe nur leider sich auf ihn nicht verlassen können, und ein alter, frommer Herr fügte bei, der Fürst habe sich dergestalt auf seine unermessliche Macht verlassen, daß er des lieben Gottes dabei vergessen, und deshalb sey er besiegt worden. — Ich nahm beide Erklärungen zusammen, wodurch ich sowohl den Kindern der Welt als auch den frommen Leuten ziemlich gefiel, und das Räthsel jener Reimzeilen war nunmehr gelöst. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, den Xerxes geringschätzig zu betrachten. Er stand in meiner Fabel so schlank und stattlich da, in einem Gewande von blauer Seide mit einem Purpurgürtel, und die hellgelbe Zackenkrone auf dem noch jugendlichen Haupte war auch nicht übel anzusehen! Ein gutes Herz hatte er

doch gewiß, denn nur ein solches, meinte ich, könne sich in blaue Seide hüllen. Wie nahe aber trat er mir erst jetzt, da ich vernahm, er habe als König ebenso gesprochen wie ich achthähriges, unschuldig kleines Bürgerkind. Konnte er melancholische Momente haben, warum sollte ich mich deren schämen? und ich hätte ihn gewiß immer als Autorität angeführt, wäre ich jemals wegen meines kindischen und kindlichen Schmerzmomentes angefochten worden. Das geschah aber nicht, denn der einzige Mann, der der Zeuge meiner Schwäche gewesen war, sprach nie davon, wofür ich ihm billig danken muß. Die Menschen in der Regel verstehen sich auf keine andere Traurigkeit als die um Sachen oder um ein bestimmtes, ganz nahe liegendes Factum; von dem, was man etwa eine reine oder gar ideelle Traurigkeit nennen dürfte, wollen sie natürlich nichts wissen, und gerade darüber hätte ich keine, auch die leiseste Neckerei ertragen. — Wenn es wahr ist, daß Pope einmal in helle Thränen ausgebrochen, weil der alte Homer doch wirklich gestorben sey, so hätte ich ihm gern Gesellschaft geleistet, und ich habe mich schon oft über den ungeheuern Leichtsinn der Menschen gewundert, wie mühelos sie sich über so unerseßliche Verluste, z. B. den Tod des Sophokles, Luther's, Shakespeare's u. A. hinwegsetzen können; aber freilich, was man so „die Leute“ nennt (im Gegensatz der „Menschen“), die dürfen von dergleichen Ueberschwänglichkeit nichts erfahren.

Ueberhaupt habe ich von jeher einen ganz besondern Respekt für alles rein Historische gehabt, in welchem sich eine Seele abspiegelte, und Tasso's wohlbekannte Frage: „Stellt sich kein Beispiel der Geschichte dar?“ habe ich mehr als tausendmal gethan, und oft Beruhigung gefunden, wenn ich ein solches finden konnte. Das Ganzalleinstehen, wenn auch nur in einer einzigen Entzfindung, vermag ja den Schmerz bis zur Unheimlichkeit zu erhöhen. Es brauchen natürlich nicht immer Könige, Helden und Dichter zu seyn, um mich an ihnen zu erbauen und zu beruhigen; das Beispiel eines Menschen, d. h. eines menschlichen Menschen, ist dazu völlig hinreichend. Erwäge ich z. B., daß ich in meinem Leben etwa funfzehnhundert Nächte ohne allen Schlaf gehabt habe — ich könnte recht gut „zweitausend“ sagen, wenn ich nicht selbst den Schein der Uebertreibung fast zu sorgfältig vermiede — so würde ich eine vorzügliche Beruhigung genießen, wenn mir Jemand erzählen wollte, oder ich irgendwo lesen könnte, es habe einmal in Angermünde oder Langermünde, in Ellwangen oder Feuchtwan-

gen ein ehrbarer Subconrector gelebt, der Aehnliches erduldet, und zwar mit dem schönsten stülich-vornehmen Anstande. — Vielleicht weiß mir irgend ein guter und theilnehmender Recensent eine tröstlich-historische Auskunft zu geben, um mich von dem Gefühl des Alleinstehens — wenn auch nur in der erwähnten und ähnlichen Hinsicht zu befreien.

War nun aber auch durch diese Hinweisung auf Verres für den Moment, so wie für die nächsten Wochen oder Monate die überwältigende Kindes-Melancholie entfernt worden, so kam sie doch von Zeit zu Zeit wieder und regte meine Phantasie auf eine unbarmherzige Weise an. Zuweilen mußte ich mitten in der muthwilligsten, ausgelassensten Rede, mitten im dithyrambischsten Lachen plötzlich inne halten, und es war mir, als spräche ich zu mir selber: „Die Freude ist toll! das Lachen ist toll! der Muthwille ist Sünde! Wie kann man lachen, wenn man weiß, daß es ja doch so bald vorbei ist? ob heute, ob morgen, oder an der nächsten Aschermittwoche, oder nach achtzig Jahren, das ist ja doch alles einerlei!“ Zuweilen konnten mich gerade die liebsten Menschen, wenn sie vergnügt waren, recht dauern; ja ich erinnere mich dabei eines gräßlichen Bildes, das mir einmal meine Phantasie vorzauberte. Mir erschien nämlich die lebenswarme Hand einer sehr lieben und verehrten Frau, während sie freundlich dem erhitzten Knaben das lange Haar von der heißen Stirn streichelte, wie die hölzerne Hand einer Marionette; und ich dankte späterhin abermal dem Himmel, als man mir erzählte, Aehnliches stehe schon im Werther; denn wie wenig ich auch den allberühmten Legation-Secretair liebte, als Leidengefährte in dieser einen Beziehung war er mir doch willkommen. Ein ander Mal erschien mir sogar eine ganze schmausende Gesellschaft ohne Kopf und ohne Herz; woran wohl meistens die Zeitungen Schuld seyn mochten, die uns bekanntlich in den neunziger Jahren nur gar zu viel von Kopf-abschneidenden Menschen und Maschinen mitzutheilen hatten.

So konnte es nicht bleiben. Das Vermögen und die Lust an allen Sachen, besonders an den allzu ernsthaften und feierlichen, das Schwache zu erkennen und es mit vollströmend scherzender Ausgelassenheit zur Sprache zu bringen, konnte mir zu keiner gesicherten Heiterkeit verhelfen. Ich mußte nach einer reineren und tieferen Quelle graben, um mein Gemüth gründlich zu beruhigen. Ich klagte meine Noth einem sehr ernstern und strengen Manne, der empfahl mir die

Bibel und wies insonderheit auf den Spruch: „Kommt her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seyd, ich will Euch erquicken.“ — Ich folgte dem Spruche, kam und hörte den reinen Trost, jenen, der weit über Tod und Grab hinüber reicht und den wir auch jetzt schon, mitten unter Todtengräbern und Todtenschädeln, unerschütterlich genießen können, ich lernte das reine „in Gott vergnügt seyn“, und habe es seitdem nie wieder verlernt. Nur glaube Niemand, es sey leicht, sich dahin zu steigern, und man dürfe das Kleinod nur rauben. An Rückfällen wird es auch nicht fehlen. Die Sturmwindflügel des Geschickes rauschen oft zu gewaltig um uns her, und wilder Zorn, bittere Hestigkeit nehmen oft die Farbe des höheren Liebezornes an. Auch eine gewisse süße, aber zu weiche Nahrung kann hier Gefahr drohen, und die Phantasie schwelgt nur zu gern in Todesliebe und Todes-trunkenheit, wovon sich auch Spuren in einigen meiner früheren Schriften zeigen. — Wie ich jetzt das Leben und den Tod in ihren Hauptmomenten betrachte, habe ich in der Novelle: „Der ewige Jude“, so wie in einem Fragment über diesen christlichen Mythos (S. Fortepiano, Th. I., S. 28 ff.) einfach ausgesprochen.

Schade nur, daß in jener Novelle die Ironie fehlt, ich meine die, welche in Selbstanschauung und Weltanschauung sich dennoch ihrer Ungenüge für den höchsten Trost bewußt wird, und deshalb mit jener rein religiösen Tendenz sich hätte recht wohl vereinigen lassen. Das erkannte ich jedoch im Jahr 1814, als ich die Erzählung schrieb, nicht genugsam an, und auch bei einer zweiten Auflage (1819) habe ich keine Um- arbeitsung versucht, obwohl sie möglich gewesen wäre, sondern nur Styl und Darstellung verbessert. Die Novelle hatte einmal in der Gestalt, wie sie ist, Gunst erworben und manches Gute gewirkt, dessen ich mich innig und dankbar zu erfreuen habe. Möge dieser schönste Lohn schriftstellerischer Thätigkeit fortdauern!

(Die Fortsetzung folgt.)

Contraſte.

Ein Friedhof ruht hier still im Mondenglanze,
dort zittern Fenster bei dem wilden Tanze,
den Bacchus anführt, Venus kränzt,
Ein Leichenzug naht hier mit Grabmotetten;
zum Tusch dort rauschen Pauken und Trompeten;
— ist Tod nur Wahrheit? Leben nur Gespenst?

Arthur vom Nordstern.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz; Nachrichten.

Aus Prag.

(Fortsetzung.)

Der Vormund will Marianen zur Heirath zwingen, der Protector will sie schützen, dieser bringt dieses aber eben so wenig zu Stande als Jener jenes, und da Graf Florio ein Liebling des grimmigen Herzogs Ferrardo ist, so fürchtet man für Mariane und Don Antonio, der seinem Leibe keinen Rath mehr weiß, und verschreibt seinen Neffen, den Advokaten Lorenzo (Hr. Dietrich) aus Siena, der eben in Angst erwartet wird, weil der vom Herzoge anberaumte Termin verfloßen ist. Endlich kommt Lorenzo und mit ihm Leonardo incognito als Pilger, der in der zum Heirathen Verurtheilten seine „Viesli“ oder „Mimili“ erkennt und den Advokaten bittet, ihn als Schreiber zu der Amtshandlung mitzunehmen. Da redet nun erst Hugo, dann sein Advokat (Hr. Grabinger), dann Graf Florio, als aber der Doctor Lorenzo seine Klientin vertreten will, schreit der Herzog gewaltig und verbietet dem Doctor das Maul, der seinerseits zu denken scheint: der Klügere gibt nach, und keinen Laut mehr von sich gibt. Da hat nun der arme alte Herr Anton das Geld für die Reise des Herrn Bettlers umsonst hinausgeworfen, und muß doch selbst eine Rede halten, die eben auch nicht viel taugt, und gleichfalls nichts helfen würde, wäre sie auch besser, wenn nicht Leonardo seinen schwarzen Domino auszöge und sich zu erkennen gäbe. Da steigt Ferrardo sehr schnell und manierlich vom Throne herab und macht dem Herrn Bettler die schönsten Verbeugungen, welcher Marianen alsobald heirathet. Nun wäre eine Handlung glücklich zu Ende gesponnen, und man sollte denken, das Ding ist aus; aber *Genoveva* ist auch erst Pflanzgräfin und dann grausamlich maltrairt worden, und hier ist Gold in zwei Hälften gespalten, die eine heißt Ferrardo — der mit Florio Rache brütet — die andere Pierre (Hr. Fischer), der ist eigentlich kein Bösewicht, sondern nur ein Lump, ehemals ein Saufbruder des Ferrardo, jetzt Bettler, den Jener schön ankleiden läßt und ihn zum Werkzeuge von Marianens Untergange brauchen will. Aber Marianen ist schwer beizukommen, denn als ihr Mann in den Krieg zieht, trägt sie ein schwarzes Spitzenkleid über dem weiß atlasenen, geht gar nicht aus ihren Zimmern, und selbst ihre Kammerjose Floribella (Dem. Beisteiner) soll nicht einmal zum Fenster hinaussehen, bis ihr der arge Schalk Ferrardo sagt, und durch Antonio sagen läßt, gerade dieses Zurückziehen würde man für Heuchelei halten. Da kleidet sie sich geschwind in bunte Farben, empfängt den angepuzten Lump Pierre, der ihr als ein Ritter aufgeführt wird, und läßt sich recht artig von ihm die Cour machen. Man denke aber darum ja nicht arg von der guten *Genoveva*-Mariane; die Zupeigung, die sie für den Landsmann fühlt, ist nur

Stimme der Natur, denn er ist ihr Bruder, was er auch an einem Kreuzchen sieht und gleich erklären würde, wenn es der 4te oder 5te Akt wäre, so ist es aber leider erst der 3te, und da uns von der Zahl fünf nichts geschenkt werden darf, macht er bloß die Arme auf, als wolle er sie umarmen. Antonio, der mit dem ganzen Hofstaate hinter Marianen und dem Lump stand und nicht weniger Langweile zu empfinden schien als die Zuschauer vor derselben, tritt dazwischen, sagt ihm, er möge sich trollen, was er nach ein paar groben Reden auch thut; als aber Don Antonio auch der Dame die Leviten lesen will, macht sie ihn herunter wie einen Schulbuben, und er kann sich nicht genug über die Lasterhaftigkeit einer Person wundern, die er für so brav gehalten hat. Da kommt sie zurück, knieet vor ihm nieder, er segnet sie und ist gleich wieder von ihrer hohen Tugend überzeugt. — Das ist ein Aktluß, und das Publikum rief den Don Antonio und die Herzogin heraus, ich weiß nicht, ob bloß, weil sie so tugendhaft und er so weise ist, oder aus Freude, daß der dritte Akt vorüber war. — Im vierten spinnt Ferrardo sehr feine Intriquen; er besäuft den Lump, läßt ihn und seine Schärpe in die Zimmer der Herzogin legen, worauf Antonio gleich wieder an ihre Schuld glaubt, und Ferrardo meint, es brauche jetzt nichts mehr, um Mariane zu verderben, als sie dahin zu bringen, daß sie entflieht. Er rät ihr dies an und macht ihr en passant eine Art Liebeserklärung, und siehe da! Mariane entflieht; aber *stante pede* — in's Lager zu ihrem Gemahl. — Nun hat auch der Lump seinen Rausch ausgeschlafen, er sieht ein, zu welcher Bubelei er mißbraucht worden war, schaut daher den Ferrardo sehr scheel an, der von ihm verlangt, er solle eine Anklage der Herzogin aufsetzen. Der Lump setzt sich auch nieder, schreibt aber die Geschichte so auf, wie sie sich wirklich zugetragen, und bittet sich endlich Ferrardo's Dolch aus, um etwas auszuradiren; dieser ist zum Glück ein so dummer Intriquant, daß er ihn auch hergibt, und Jener zwingt ihn nun mit seinem eigenen Dolche, das *Species-Facti* zu unterzeichnen. Mit dem *Parpiere* geht er nun zum Herzoge, als eben Antonio und Ferrardo als Ankläger der Fürstin im Lager angekommen sind; aber das war unnöthig, denn der Herzog glaubt felsenfest an die Treue seiner Frau, und der dumme Intriquant ersucht den ehrlichen Lumpen; das ist auch überflüssig, doch führt es zum Ende, denn nachdem Pierre in einer viertelstündigen Erzählung an den Tag gelegt hatte, daß er Marianens Bruder sey, fiel doch endlich der Vorhang und „der Segen kam von oben!“ das heißt, auf der Galerie bogen sie sich weit über die eiserne Stange hervor, die den Paradies-Bewohnern zur Stütze dient, und applaudirten, und im Parterre zischten sie im eiligen Hinausgehen. — Die Schauspieler schienen den Erfolg vorausgesehen zu haben und gaben sich nicht viel Mühe. —
(Die Fortsetzung folgt.)

A n z e i g e.

Die theoretisch-praktische Musik-Lehranstalt des Unterzeichneten hat ihren erfreulichen Fortgang, und werden hiermit diejenigen, welche dieselbe mit Beginn des neuen Cursus (am 1. April 1835) benutzen wollen, eingeladen, sich noch vor Ende des Februar d. F. J. zu melden, indem nur eine bestimmte Anzahl Schüler angenommen werden kann.

Dessau, am 10. December 1834.

Dr. Friedrich Schneider,
Herzogl. Hof-Kapellmeister.